

Baukultur in den Schweizer Alpen – zwischen Tradition und Moderne

Benno Furrer

Die Schweiz bietet auf kleinem Raum eine beachtliche Anzahl verschiedener sogenannter Hauslandschaften mit jeweils eigenständiger Geschichte und verschiedenen Bauformen. Natürliche Voraussetzungen und kulturelle Eigenheiten prägten diese Hauslandschaften. Sie lassen sich großräumig in das Schweizer Mittelland, die Voralpen und Alpennordseite, die alpinen Südtäler, die Westschweiz sowie den Jurabogen gliedern. Die Hausforschung¹ zeigt, dass im ländlichen Hausbau bis in die frühe Neuzeit vorwiegend in Holz gebaut worden ist. Darauf folgte in den meisten ländlichen Regionen der Schweiz eine Verlagerung zum Steinbau. Wenigstens drei Phasen der Agrarmodernisierungen haben die Landwirtschaft in der Schweiz nachhaltig verändert und damit auch die dazugehörenden Bauten. In zahlreichen Regionen der Alpen

¹ Auswahl: *Wallis*: ROLAND FLÜCKIGER-SEILER: Die Bauernhäuser des Kantons Wallis – Les maisons rurales du Valais, Bd. 2: Das Wohnhaus in Steinbauweise und die Vielzweckbauten (Val d’Illiez), tome 2: L’habitation en pierre et la maison concentrée (Val d’Illiez) (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 14), Basel 2000; *Tessin*: MAX GSCHWEND, Die Bauernhäuser des Kantons Tessin - La casa rurale nel Canton Ticino (trad. Sandro Bianconi), Bd. 1: Der Hausbau (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 4), Basel 1976; *Atlante dell’edilizia rurale in Ticino*, hg. von GIOVANNI BUZZI, Locarno 1993 ff.; *Mittelland*: CHRISTIAN RENFER, Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, Bd. 1: Zürichsee und Knonauseramt (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 9), Basel 1982; JEAN-PIERRE ANDEREGG, Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg - La maison paysanne fribourgeoise, Bd. 1: Die Bezirke Saane, See, Sense (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 7), Basel 1979; JEAN-PIERRE ANDEREGG, Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg - La maison paysanne fribourgeoise, Bd. 2: Broye, Glâne, Gruyère et Veveyse (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 8), Basel 1987; BENNO FURRER, Die Bauernhäuser der Kantone Schwyz und Zug (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 21), Basel 1994; PIUS RÄBER, Die Bauernhäuser des Kantons Aargau, Bd. 2: Fricktal und Berner Aargau (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 23), Baden 2002; ISABELL HERMANN, Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, Bd. 3: Zürcher Weinland, Unterland und Limmattal (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 11), Basel 1997; ERIKA TANNER: Die Bauernhäuser des Kantons Thurgau (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 24), Basel 1998; MARTIN FURTER, Die Bauernhäuser der Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 25), Basel 1999; *Alpen*: CHRISTOPH SIMONETT, Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Bd. 1: Wohnbauten (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 1), Basel ²1983; DERS.: Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Bd. 2: Wirtschaftsbauten, Verzierungen, Brauchtum, Siedlungen (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 2), Basel ²1987; BENNO FURRER, Die Bauernhäuser des Kantons Uri (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 12), Basel 1985; HEINRICH CHRISTOPH AFFOLTER, Die Bauernhäuser des Kantons Bern, Bd. 1: Das Berner Oberland (Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 27), Basel 1990; CONSTANT WIESER, Zuoz, Geschichte und Gegenwart (Schweizer Heimatbücher, Bd. 190), Bern 1991; *Atlante dell’edilizia rurale in Ticino: Valle di Blenio*, hg. von GIOVANNI BUZZI, Locarno 1993; *Atlante dell’edilizia rurale in Ticino: Valmaggia*, Bd. 1 und 2, hg. von DEMS., Canobbio 1997; CLAUDIA MEILI, Die Entwicklung des Engadiner Haustypus, in: Bündner Monatsblatt, Heft 6 (1993), S. 411–444; DIEGO GIOVANOLI, Alpschermen und Maisensäße in Graubünden: bäuerliche Bauten, Betriebsstufen und Siedlungsstrukturen ausserhalb der Dörfer Graubündens von der frühen Neuzeit bis 1960, Bern 2003; ISABELL HERMANN, Die Bauernhäuser beider Appenzell: Appenzell Ausserrhoden Innerrhoden (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 31), Basel 2004.

haben Tourismus und Kraftwerkbauten die traditionelle Hauslandschaft aufgemischt, in einigen Fällen bereichert, vereinzelt aber auch zerstört (Abb. 1).



Abb. 1: Cham, Oberwil 8. Wohnhaus von 1808. Nach der Hofübergabe an die jüngere Generation entstand daneben ein moderner Holzbau als „Stöckli“ (Altenteil) der Arch. Zumbühl & Heggli, 2005. Foto: Benno Furrer, 2005.

Bauen in Kenntnis und Nutzung natürlicher Ressourcen

Ein geradezu charakteristisches Phänomen im ländlichen Hausbau – nicht nur in den Alpen – ist eine verbreitete Kenntnis zu Vorkommen und Nutzungsmöglichkeit natürlicher Rohstoffe und mikroklimatischer Gegebenheiten. Angesichts der verfügbaren Fülle erstaunt es zunächst nicht, dass Nadelholz, Kalk und Gneis als Wand- und Dachmaterial Verwendung fanden, sei es in Form von Blockbauten, Bruchsteinmauern, Schindel- oder Steinplattendächern. Eine solch elementare Bauweise dominierte noch bis tief ins 19. Jahrhundert, bei Alpegebäuden sogar bis um 1950, weil sie unzweifelhaft Vorteile bietet: sie verwendet erneuerbare Ressourcen aus der näheren Umgebung und spart damit Material- und Transportkosten ein. Sie lässt einen hohen Grad an Eigenleistung durch den Auftraggeber zu, der gleichzeitig Verständnis für bauliche Zusammenhänge gewinnt. Dies mindert die Baukosten und erleichtert den Bauunterhalt. In vorindustrieller Zeit verstand man, die für das Überleben wichtige Vorratshaltung auf geschickte Art zu bewerkstelligen. Man kannte die verfügbaren natürlichen Ressourcen, etwa die konservierende Wirkung von Rauch und Salz. Milch und Butter lassen sich in Höhlen oder Kalkkellern am Fuße von Geröllhalden durch natürliche Luftströmungen oder Quellwasser kühlen (Abb. 2).



Abb. 2: Kaltkeller am Fusse einer Geröllhalde. Hier werden kühlende Luftströmungen genutzt, um Milch und Fleisch frisch zu halten. Unterschächen, Nitleren, 995 m ü. M. Foto: Benno Furrer, 2010.

Ein in der Bauforschung sehr häufig zu beobachtendes Phänomen ist die Wiederverwendung von Bauteilen bis hin zu vollständigem Abbau, Dislokation und Wiederaufbau. Dahinter stehen ganz verschiedene Gründe, die den Aspekt der Sparsamkeit, der damit verbunden zu sein scheint, deutlich relativieren. Nach dem Brand eines Hauses oder eines ganzen Dorfes macht es durchaus Sinn, wenn die meist kaum beschädigten Kellergeschosse die Basis für neu zu errichtende Häuser bilden. Dabei geht es nicht nur um materielle Einsparungen, sondern auch um die Vermeidung zeitraubender baurechtlicher Streitigkeiten – ein Aspekt, der sowohl in Dörfern als auch in Städten von großer Tragweite sein kann.

Nicht immer wurden Entscheide zur Wiederverwendung von Baumaterialien frei getroffen. Allzu oft, spätestens seit dem 16. Jahrhundert, kam die pure Notwendigkeit dazu. Bevölkerungszunahme und damit verbunden intensiviertere Bautätigkeit und erhöhter Holzverbrauch in Herd und Ofen sowie die weitverbreitete Waldweide für Rinder, Schweine und Ziegen fügten dem Wald beträchtlichen Schaden zu. Ein spürbarer Rückgang von Bauholz war die Folge, was wiederum eine Wiederverwendung desselben attraktiv bzw. nötig machte.

Eisen, Glas und Keramik waren bis zu ihrer industriellen Fertigung im ländlichen Hausbau immer teure Materialien. So erstaunt es nicht, alte Schlösser ehemaliger Stubentüren an Keller- und Kammertüren jüngerer Bauten anzutreffen. Dasselbe gilt zum Beispiel für Stubenfenster, die als Ganzes, das heißt mit dem Holzrahmen, bei einer allfälligen Modernisierung am gleichen oder an einem anderen Haus als Kammerfenster wiedereingebaut worden sind. Kunterbunte

Mischungen von Ofenkacheln unterschiedlichster Provenienz verdeutlichen diesen Aspekt sehr klar: Nicht selten kann ein äußerlich bescheidenes Haus einer abgelegenen Bergliegenschaft einen prunkvollen, wenn auch torsoähnlichen Kachelofen aus einem Patrizierhaus vorzeigen. Für die vorindustrielle Zeit spiegelt die Wiederverwendung von Baumaterialien eine Situation, in der menschliche Arbeitskraft vergleichsweise kostengünstig, die Kosten für Baumaterial hingegen hoch waren. Die Industrialisierung brachte eine Umkehrung dieses Verhältnisses.

Frühe Beispiele von Holzbauten

Sucht man Belege für ländliche Holzbauten in der Schweiz aus der Zeit von 1250 bis um 1350, zeigen sich große Lücken. Während in der Zentralschweiz, im Wallis und im Bleniotal (TI) Bauten aus dem 12. und 13. Jahrhundert stehen, setzt der überlieferte Bestand im schweizerischen Mittelland erst für die Zeit um 1420 ein. Früheste Blockbauten, jene mit fassadensichtigen Bodenbohlen, sind aus dem 12. Jahrhundert belegt. Im schweizerischen Mittelland handelt es sich bei den ältesten ländlichen Holzbauten durchwegs um Ständerbohlenkonstruktionen. Mittelalterliche Pfosten- und Grubenhäuser aus der Zeit um 800 bis 1000 n. Chr. sind aus archäologischen Grabungen in den Kantonen Basel-Landschaft und Schaffhausen bekannt.² Aus Schriftquellen, insbesondere Urbaren und Leiheverträgen geistlicher Grundherrschaften (Klöster), sind konkrete Angaben zu Material, Konstruktions- und Nutzungsart ländlicher Bauten im Mittelalter überliefert. Solche Quellen erwähnen für Besitzungen im Kanton Zürich und den Zeitraum 1380 bis 1450 Bauteile und Funktionen, die sich als Vielzweckbauten in Ständerbohlen- und Hochstudbauweise interpretieren lassen. Das Versetzen von Gebäuden kam häufig vor.³

Ländlicher Holzbau zwischen 1250 und 1350 in den Alpen

In der Zentralschweiz sowie im Tessiner Bleniotal befinden sich hölzerne Wohnhäuser und Ökonomiegebäude, deren Bohlenböden nicht eingetuet sind und auf zwei Seiten fassadensichtig in Erscheinung treten. Die Stirnseiten der Bohlen bleiben über die ganze Breite einer Giebelfassade, meist bündig zu den Fassadenhölzern, sichtbar. Bei Fachwerk in Stockwerkbauweise

² WALTER ULRICH GUYAN, Das Mittelalterdorf Berslingen bei Schaffhausen, Ausgrabungen 1968–1970, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 48 (1991), S. 193–292; KURT BÄNTELI / MARKUS HÖNEISEN / KURT ZUBLER, Berslingen – ein verschwundenes Dorf bei Schaffhausen (Schaffhauser Archäologie, Bd. 3), Schaffhausen 2000; ANKE BURZLER / KURT BÄNTELI / MARKUS HÖNEISEN, Das frühmittelalterliche Schleithelm – Siedlung, Gräberfeld und Kirche (Schaffhauser Archäologie, Bd. 5), Schaffhausen 2002. Zweischiffige Postenbauten mit Grundmassen von 11–16 m Länge und 5,5–6,5 m Breite. Wohnstallhäuser, in denen Mensch und Vieh unter einem Dach lebten. Größere vier- oder sechschiffige Grundrisse deuten auf einen inneren Wohnbereich mit seitlichen Anbauten hin und werden als Herrenhäuser interpretiert (BÄNTELI / HÖNEISEN / ZUBER, Berslingen [s. o.], S. 66).

³ ALFRED ZANGGER, Grundherrschaft und Bauern. Eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchung der Grundherrschaft der Prämonstratenserabtei Rüti (ZH) im Spätmittelalter, Zürich 1991, S. 440–443 und Tab. 29. Nebst Angaben zu Baumaterialien und Konstruktionen erschließen sich aus den Quellen auch Hinweise auf die Gebäudefunktionen und Siedlungsweise. Außerdem wird deutlich, wie häufig (selbstverständlich) Gebäudeversetzungen waren.

stellt diese Konstruktion eine Art Plattform dar, die als Basis für das nächstfolgende Stockwerk dienen konnte. Auch im Ständerbohlenbau gibt es einzelne Belege von fassadensichtigen Bodenbohlen.⁴ Formal lässt sie sich bis zu bronzezeitlichen Bauten zurückführen, zum Beispiel in Federsee um 1100 v. Chr. oder in der Siedlung Greifensee-Böschen.⁵



Abb. 3: Wohnhaus mit fassadensichtigen Boden-/Deckenbohlen, erbaut 1287. Blockbau mit Schindeldach. Umbau Kellergeschoss 1544, Anbau seitliche Kammern 18. Jahrhundert. Foto: Benno Furrer, 2001.

In den schweizerischen Voralpen gehören Wohnhäuser mit fassadensichtigen Boden-/Deckenbohlen zu den ältesten Holzwohnbauten überhaupt (Abb. 3). Datierungen ergaben Fällzeiten der Hölzer von 1176 bis um 1520. Die etwa 9 cm dicken Bohlen sind entweder gegenseitig überfäلت oder mit Nut und Kamm versehen. Beide Techniken kommen vor und es zeichnet sich keine Bevorzugung der einen oder anderen Form ab, weder hinsichtlich der Datierung noch in der

⁴ Beispiel Zug, Burg, Ständerbau Annex Nord, erbaut um 1355d (ADRIANO BOSCHETTI-MARADI / TONI HOFMANN, Der Bohlen-Ständerbau von 1355 auf der Burg Zug, in: *Mittelalter, Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins*, Basel 2006/4, S. 173–188); Zug, Haus Stolzengraben, dat. 1445d, sekundärer Einbau eines Blockbauzimmers mit fassadensichtigen Bodenbohlen im 17. Jahrhundert; vgl. RÜDIGER ROTHKEGEL, Der Stolzengraben in Zug. Das Haus eines wohlhabenden Winzers aus dem Spätmittelalter? Mit einem Beitrag von Heinz Horat [Zur Restaurierung des Hauses Stolzengraben], in: *Tugium* 15 (1999), S. 131–151, hier S. 140, Abb. 18.

⁵ KARL KLÖCKNER, *Der Blockbau. Massivbauweise in Holz*, München 1982, S. 9; HANS REINERTH, *Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen (Führer zur Urgeschichte, Bd. 9)*, Augsburg 1929, Taf. XXVI; ULRICH RUOFF, Greiffensee-Böschen, Kanton Zürich. Die Unterwasser-Rettungsgraben, in: *helvetia archäologica* 113 (29/1998), S. 2–20, hier S. 7.

Lage der Bohlen (Wohn- oder Kammergeschoss). Stallscheunen und Speicher hat man auch im späten 19. Jahrhundert noch in dieser Bauweise errichtet, so zum Beispiel in Sedrun (GR) 1880.

Die größte bisher festgestellte Verbreitungsdichte für Wohnhäuser mit fassadensichtigen Boden/Decken-Bohlen liegt in der Zentralschweiz, insbesondere im Kanton Schwyz.⁶ Zudem erweist sich das Bleniotal im Nordtessin, ein Steinbaugebiet mit hohem Anteil an Wohnhäusern in Blockbauweise, als weitere Region mit dieser Bauform. Nach bisherigen Erkenntnissen lässt sich das Verbreitungsgebiet der Holzwohnbauten mit fassadensichtigen Bodenbohlen auf Gebiete östlich einer Linie Luzern-Brünig-Griespass-Domodossola einschränken. Relativ starke Vorkommen sind für das Sarntal nördlich von Bozen belegt. Einzelne Datierungen reichen ebenfalls ins 14. Jahrhundert zurück.⁷

Markanter Wandel der Hauslandschaften

Ein summarischer Überblick vermittelt für die meisten Talschaften der Alpen Bau- und Gestaltungskonjunkturen. Generell prägten in der Zeit vor 1500 die rein konstruktiven Merkmale den Hausbau; Ornamente und Inschriften oder gar Farbe kamen praktisch nicht vor. In der Gesamtförmung bleiben die Wohnhäuser mehrheitlich zweigeschossig mit flacher Dachneigung und Schindeleindeckung. Seitliche Lauben verstärken das Erscheinungsbild gedrungener Tätschdachhäuser. Auf der Alpennordseite prägten nach 1500 bis um 1800 die dem Blockbau angemessenen, horizontal angelegten Friese verschiedenster Art die Hauptfassaden. Im 17. und 18. Jahrhundert verschönern plastische Reliefformen, Inschriften und Malereien zahlreiche Bauten in den westlichen Alpen. Mit dem Aufkommen kostspieliger, verglaster Fenster wird auch ihr Schutz ein Thema, was sich in der Anlage von kleinen Schutzdächern zeigt. Nach 1800 werden die Hausfassaden wesentlich schlichter gehalten, die Fenster einzeln in Axen angeordnet und Ziegeldächer benötigen eine steilere Neigung. Die Lauben verlieren an Bedeutung und verschwinden ab Mitte des 19. Jahrhunderts ganz.

In der inneren Gliederung bleibt das sogenannte Vorderhaus mit Stube und Nebenstube als klassische Anlage bestehen, hingegen ermöglicht die Ausleitung des Rauches von Herd- und Ofen mittels Kaminzügen über das Dach hinaus die bessere Nutzung des Hinterhauses. Insbesondere im nun rauchfreien Obergeschoss können vermehrt spezifische Kammern auch im Hinterhaus angelegt werden oder gar eine zweite Wohnung im Obergeschoss (Abb. 4).

⁶ Vgl. BENNO FURRER, Bauernhäuser Schwyz und Zug (wie Anm. 1); DERS., Beiträge zur Hausgeschichte des 13. und 14. Jahrhunderts in der Innerschweiz, in: *Der Geschichtsfreund* 141 (1988), S. 175–200.

⁷ Malvaglia-Anzano (Vielzweckbau von 1506 mit wiederverwendeten Bauhölzern des 14. Jahrhunderts), Chiavasco (Vielzweckbau von 1534), Dandrio (Vielzweckbau, Bauphasen aus dem 14., 15. und 19. Jahrhundert. Vgl. *Atlante Blenio* (wie Anm. 1), S. 221 ff., 233 ff., 263 ff., 289 ff.

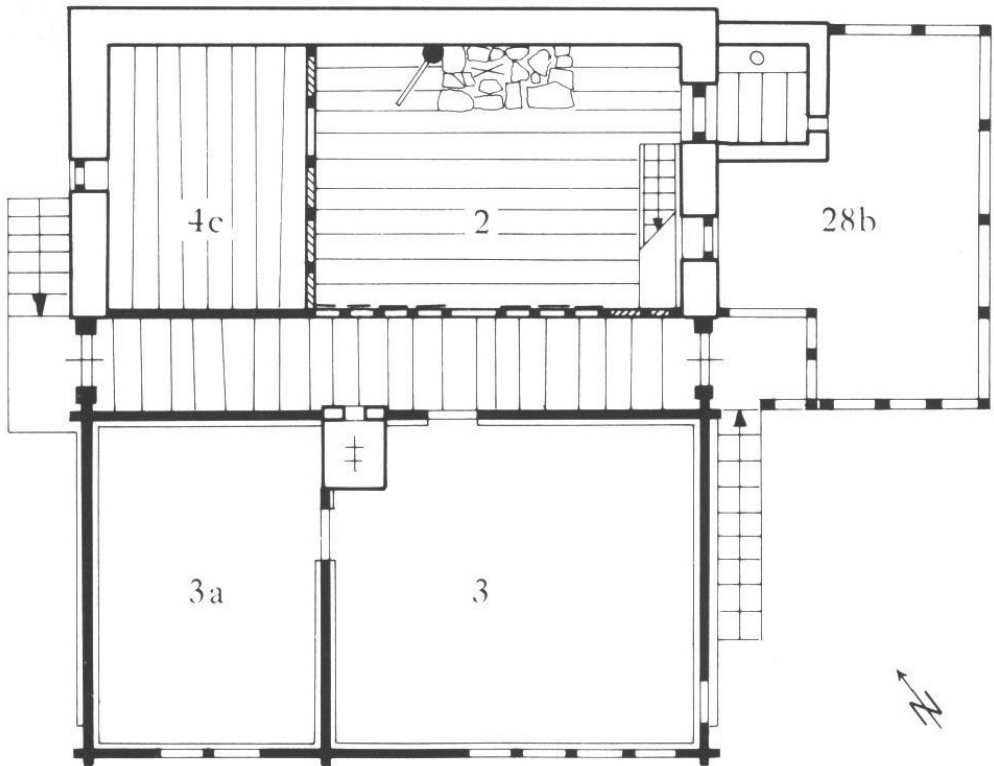


Abb. 4: Häufig zu findender Grundriss im alpinen Wohnhaus - Gemauertes Hinterhaus mit Küche (2) und Vorratskammer (4c). Vorderhaus in Blockbau enthält die Stube (3) mit dem Ofen und das Elternschlafzimmer (3a). Aus: FURRER, die Bauernhäuser Uri (wie Anm. 1), Abb. 744.

Ästhetik mit Hintergedanken

Inwiefern führen handwerkliche Materialbearbeitungen zu Formen, die benutzerfreundlich, dauerhaft und qualitativ sind? Einfachste Zierformen, etwa die Fase an Kanthölzern, lassen sich bereits an Bauten aus dem 13. Jahrhundert feststellen. Die Absicht dabei, relativ scharfe Balkenkanten mit dem Ziehmesser zu brechen, könnte sein, Verletzungen sowohl bei Hausbewohnern als auch am Bauteil selbst zu vermindern. Mit wenig menschlichem Gestaltungswillen entsteht daraus bereits eine kleine Verzierung. Ähnliches gilt bei der Eiche für den weichen, sich farblich vom Restholz abhebenden Splint. Bei Türpfosten beispielsweise konnten solche Unterschiede störend wirken. Eine breite Zierfase macht aus der Not eine Tugend.

An profilierten Friesen und Balkenköpfen tropft das Regenwasser besser ab, die Fassade nässt weniger ein. Pfettenkonsolen, als statisches Element zur Verteilung der Dachlast eingebaut, werden bei den weit ausladenden Dächern Berner Oberländer Häuser zum exponierten



Abb. 5: Fassade mit diversen Friesen und geschnitzten Holzornamenten. Les Moulins (VD), 1659. Foto: Benno Furrer, 1991.

Schauplatz für Verzierungen. Verputz oder Farbanstriche schützen grundsätzlich das Trägermaterial vor Witterungseinflüssen (Abb. 5). Bei reich bemalten Holzfassaden oder mit Sgraffito und Farbe dekorierten Verputzflächen hinkt der Nutzen allerdings beträchtlich hinter dem Aufwand für den Unterhalt nach.

Aus der Fülle der Gestaltungsformen greife ich einen Aspekt heraus, den Farbdekor. Dabei lassen sich einzelne Regionen herauschälen, bei denen die Farbigekeit eine herausragende Rolle spielte und zwar an hölzernen wie auf gemauerten Fassaden.

Konzentriert man sich zunächst auf die Betrachtung von *Holzbauten*, dann heben sich zwei Regionen deutlich ab: Das Berner Oberland für Bauten ab Mitte des 16. Jahrhunderts bis um 1800 und die Region Appenzell Innerrhoden von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Abb. 6). In anderen Gebieten, etwa im Urserental, im Toggenburg oder im St. Galler Rheintal finden sich farbig gefasste oder mit Malereien dekorierte, herausragende Einzelbauten oder es handelt sich um räumlich und zeitlich eher kurzlebige Erscheinungen, wie zum Beispiel farbige Fensterumrahmungen im Gebiet der Gemeinden Isenthal, Seelisberg und Emmeten.

In Regionen mit offensichtlich sehr wenigen, farbig gefassten Holzfassaden fehlt die Malerei aber keineswegs. Vielmehr ist zu beobachten, dass die qualitätvollen Malereien sich dort auf Innenräume konzentrieren, so etwa auf Stuben und Kammern, auf Kellerräume oder Hausflure. Bemerkenswert ist eine offensichtlich unterschiedliche Grundhaltung gegenüber Charakter und Platzierung von Ornamenten zwischen dem Berner Oberland und der Zentralschweiz: dort ein reichhaltiger, plastischer und farbiger Dekor an Außenfassaden bei eher karger Innenraum-

gestaltung, hier Fassaden mit spärlicher Holzzier, jedoch üppig gestalteten Innenräumen. Dies alles ist im vergleichbaren Zeitraum zwischen 1600 und 1800 sowie in einem landschaftlich und sozioökonomisch ähnlichen Umfeld anzutreffen.

Zudem finden sich in Regionen, die als „farblos“ gelten, immer auch Beispiele, bei denen zwar das hölzerne Vorderhaus keine oder eine nur sehr untergeordnete Farbverwendung aufweist, gemauerte Kellersockel oder Hinterhausbereiche hingegen sehr wohl mit Malerei versehen sein können. In der Regel handelt es sich dabei um Architekturmalerei, Eckquadrierung, Säulen und Fensterbekrönungen oder um figürlich-szenische Malerei.⁸

Die Zuordnung bemalter Bauten hinsichtlich der sozialen Stellung der Bauherrschaft weist – wohl nicht überraschend – für die frühen Beispiele auf Angehörige einer ländlichen Oberschicht, etwa Ratsherren, oder durch Söldneranwerbung, Vieh- und Käsehandel reich gewordene Bauern und Patrizier hin.

Im Berner Oberland weisen älteste, im 15./16. Jahrhundert erbaute Häuser, weder Farbe, Spruch noch Datum auf. Um 1550 tauchen in den östlichen Tälern dieser Region erste farblich gefasste Friese und Kerben auf. Früheste Wohnhäuser mit Farbfassaden datieren von 1564 (Gemeinde Bönigen) und 1589 (Gemeinde Saanen). Verwendet werden die Farben Schwarz und Rot. Im 17./18. Jahrhundert gehört die Farbe in der Gestaltung der Fassaden von Neubauten in einigen Talschaften des Berner Oberlandes praktisch zum Standardrepertoire und flacht nach 1750 deutlich ab.⁹

Ab 1760 kommt es im Berner Oberland zu einem grundsätzlichen Wandel im Verhältnis zu Fassadenmalerei und Farbe: Bei Neubauten wird auf Buntheit, Hausspruch und Datum verzichtet. Ein 1820 erbautes Haus in Boltigen erscheint mit einer vollständig grau gestrichenen Holzfassade.

Demgegenüber gewinnt die Farbe in der Fassadengestaltung in der Region Appenzell Innerrhoden gegen Mitte des 19. Jahrhunderts enorm an Bedeutung.¹⁰ Fast wie aus dem „Nichts“ wird dort die ans Haus angebaute Stallscheune hauptsächlicher Träger von Farbe und Dekor, während das Wohnhaus sich mit einem schlichten Farbton begnügt (Abb. 7).



Abb. 6: Wohnhaus mit bemalter und geschnitzter Fassade. Saanen (BE), Pfyffenegg 10, erbaut 1659. Foto: Benno Furrer, 2009.

⁸ Landschaftswappen, Szenen mit Tells Apfelschuss, heimkehrendem Krieger oder aus der biblischen Geschichte, vgl. AFFOLTER, Bauernhäuser Bern (wie Anm. 1), S. 411–419; MORITZ FLURY-ROVA / WERNER KUSTER, Ein Zyklus bäuerlicher Renaissance-Malereien in Sidwald. Neu St. Johann im Toggenburg, in: Schweizerischer Kunstführer 82/812 (2007).

⁹ AFFOLTER, Bauernhäuser Bern (wie Anm. 1), S. 375.

¹⁰ MARCEL ZÜND, Farbe und Malerei, in: HERMANN, Bauernhäuser Appenzell (wie Anm. 1), S. 163–203.



Abb. 7: Hell bemaltes Wohnhaus und in den Farbtönen Gelb, Rot und Grün gehaltene Stallscheune sind in Appenzell Innerrhoden häufig verwendete Farbkombinationen. Appenzell, Meistersrüte, Töbeli (Al). Foto: Archiv Bauernhausforschung, um 2000.

Bei Steinbauten mit Farbdekor dominiert eindeutig das Engadin, wo vom 16. bis zum 18. Jahrhundert das Sgraffito die vorherrschende Fassadenzier ist. Offensichtlich hat sich in höheren Lagen die durch italienische Wanderkünstler importierte Technik im Vergleich zu Wandmalereien besser bewährt. Dagegen sind szenische und geometrische Farbanstriche auf gemauerten Teilen alpiner Blockbauten der zentralen und westlichen Alpen immer punktuell und an Bauten der dörflichen Oberschicht gebunden.¹¹

Nutzungsstufen und besondere Ausprägung der Bauten

Im alpinen Raum ist die sogenannte Stufenwirtschaft eine verbreitete und bewährte Strategie zur Nutzung beschränkter Ressourcen.¹² Die „Auslagerung“ von Vieh in Teilbetriebe (Alp, Maiensäß) bildet eine wichtige Voraussetzung für die Gewinnung von Winterfutter, insbesondere bei großen Höhendifferenzen und entsprechend kurzen Vegetationszeiten (Abb. 8a). Dar-

¹¹ FLÜCKINGER-SEILER, Bauernhäuser Wallis (wie Anm. 1).

¹² Schweizerische Bauernhausforschung, ein Projekt der Gesellschaft für Volkskunde mit Unterstützung der Kantone und des Schweizerischen Nationalfonds. Publikationen: Die Bauernhäuser der Schweiz, 1965 ff. Bis 2006 sind 28 Bände erschienen. Alpine Wüstungsforschung durch Historisches Seminar der Universität Basel unter der Leitung von Prof. Werner Meyer. GIOVANOLI, Alpschermen (wie Anm. 1); Gweil – Maisäß und Alpen, hg. von BARBARA KEILER, KLAUS PFEIFER und ANDREAS RUDIGIER (Montafoner Schriftenreihe, Bd. 6), Schruns 2002.

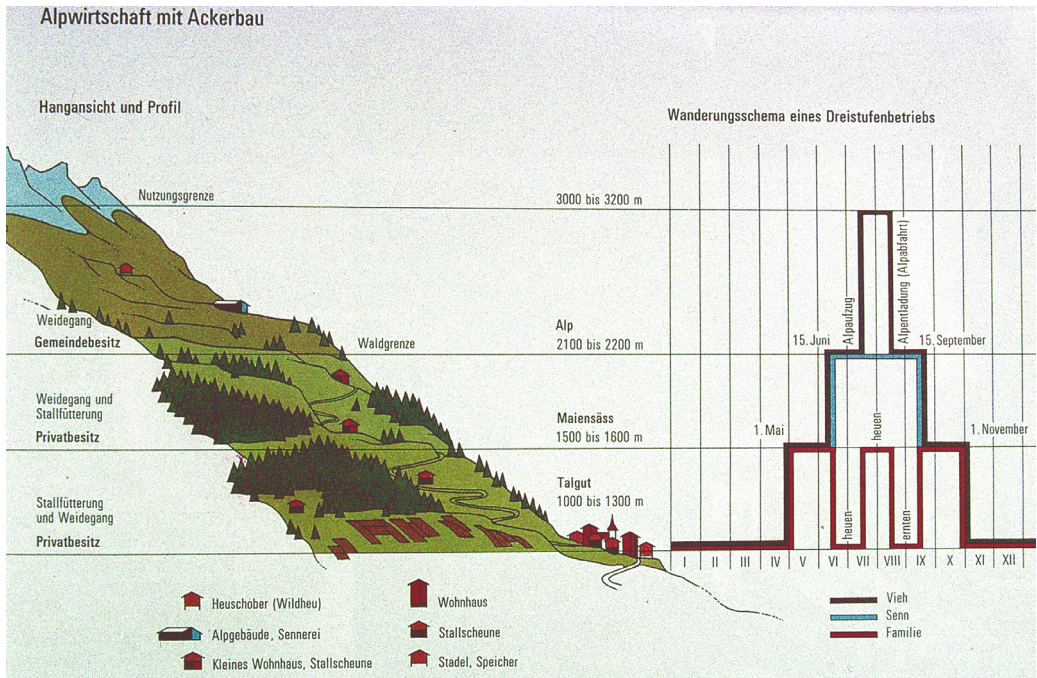


Abb. 8a: Schema saisonale Wanderung mit Talstufe, Berg (Maiensäß) und Alp. Aus: OSCAR BÄR, Geographie der Schweiz, Zürich 1979, S. 175. © Lehrmittelverlag Zürich.

über hinaus ergibt sich aus unterschiedlichen Höhenlagen und Expositionen der einzelnen Nutzungsstufen auch eine gewisse Risikoabsicherung gegenüber Witterung und Naturgefahren, etwa Lawinen, Überschwemmungen oder Murgängen. Ein landwirtschaftlicher Stufenbetrieb gliedert sich in ein Talgut, die Alp und allfällige Maiensäße. Auf jeder dieser Höhen- bzw. Nutzungsstufen befinden sich Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Eines der Wohnhäuser bildet dabei in der Regel den Hauptsitz der Familie. In einem jahreszeitlichen Rhythmus ziehen die ganze Familie oder einzelne Mitglieder mit Vieh und Habe umher und legen dabei z. T. beträchtliche horizontale und vertikale Distanzen zurück. Zwischen einem Stufenbetrieb im Wallis, Tessin, in Graubünden bzw. in den nördlichen Voralpen treten große Unterschiede bezüglich bewirtschafteter Flächen, Personalverteilung und demzufolge auch den Gebäudegattungen auf. Die Bezeichnungen für die Maiensäß-Stufe wechseln je nach Region: Im deutschen Sprachraum heißt sie *Berg*, *Vorsass*, *Vorwinterig*, *Atzmähder*, im französischen Sprachgebiet *mayen*, im Italienischen *monte*, *maggengho* und im Räto-Romanischen *acla* oder *cuolm*. Gemeinsam ist allen Stufenbetrieben, dass die Maiensäße sich praktisch immer in Privatbesitz befinden, während es für die Alpstufe verschiedenste Modelle gibt. Je nach Distanz zu der Dauersiedlung stehen im Maiensäß einfache oder mit Bauten der Talstufe vergleichbare Wohnhäuser sowie Ökonomiegebäude. Es sind vor allem aus dem Tessin auch Verhältnisse bekannt, wo man im Heuraum des Heustalles schläft und – falls überhaupt – auf improvisierten Feuerstellen kocht (Abb. 8b).



Abb. 8b: Maiensäß Wohnhaus, erbaut 1831. Bürglen, Neien. Reduzierte Wohnform für die temporäre Nutzung. Foto: Benno Furrer, 1982.

Maiensäße sind Betriebsvariable

Während der Besitz eines Talgutes¹³ sowie Eigentum oder Nutzungsrechte an Alpsommerweiden unabdingbar sind, kann ein Maiensäß als Betriebsvergrößerung dazukommen, bzw. bei schlechterer Wirtschaftslage wieder veräußert werden. Dasselbe gilt bei Änderungen in der Familienstruktur. Eine größere Familie macht es einerseits erst möglich, einen Stufenbetrieb am Leben zu erhalten, ist andererseits zur Erlangung eines ausreichenden Einkommens oft auch nötig. So kann beispielsweise der Sohn eine ursprünglich als Maiensäß genutzte Liegenschaft übernehmen und ganzjährig bewirtschaften. Die Höhenlage (Situierung) des Maiensäßes ist eher zweitrangig, das heißt Maiensäße können oberhalb, unterhalb oder auf gleicher Höhenlage wie die Dauersiedlung liegen.

Wenn der grundsätzliche Ablauf der Stufenwirtschaft sich auch in einem relativ einfachen Schema darstellen lässt, sind die tatsächlich ausgeübten Formen außerordentlich vielfältig. Markante Abweichungen gibt es aber nicht nur von einem Bergtal zum anderen, sondern auch zwischen den Familien innerhalb einer Gemeinde und innerhalb derselben Familie im Laufe der Zeit.

¹³ An diesem Wohnhaus oder an der Hofstelle, seltener am Familiennamen, haften wesentliche Rechte, z. B. auf Wald- und Weidenutzung sowie Alprechte.

Mit dem Aufstreben der Städte im nördlichen Alpenvorland, aber insbesondere in der Poebene, entstand eine größere Nachfrage nach Rindvieh für Mast und Fleischproduktion. Verschiedene Regionen der Zentralschweiz gaben den Ackerbau praktisch ganz zugunsten von Viehzucht und Käseproduktion auf. Das Rindvieh wurde in größeren Herden jeweils im Herbst nach Oberitalien verkauft. Diese Viehwirtschaft erreichte im 15. und 16. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Zur Haltung von größeren Viehbeständen waren einerseits entsprechende Sömmerungsweiden, zur Gewinnung von Winterfutter, aber auch zusätzliche Flächen nötig. In einer von der Topografie sehr eingeschränkten Region mit engen Tälern, bedroht von Naturgefahren, vergrößerte man die natürlich waldfreien Flächen oberhalb der Waldgrenze durch Rodung nach unten oder gewann Weideflächen in geeigneten Berghängen. Hier siedelten sich die Maiensäße an.¹⁴

In einem Gebiet mit reiner Vieh- und Milchwirtschaft genügt eigentlich ein zweistufiger Betrieb; wenn das Vieh im Sommer auf den Alpen weidet, können im Talbetrieb die Heuvorräte für den Winter angelegt werden. Umfasst ein Landwirtschaftsbetrieb neben Viehwirtschaft auch noch Ackerbau, Reb- sowie Kastanienkulturen, so vervielfachen sich die Bauten und Anlagen, und die organisatorischen, innerfamiliären Abläufe werden derart kompliziert, dass sie von Außenstehenden bzw. aus heutiger Sicht nur schwer nachzuvollziehen sind.

Zwischen Tradition und Innovation – Bauhandwerker in den Alpen

Es war wohl immer schon so – einfache Bauaufgaben löst der Bauer selber, mit oder ohne Hilfe von Nachbarn. Dies gilt etwa für einräumige Sennhütten, kleinere Ställe und Schöpfe oder Reparaturen. Bei komplexeren Vorhaben, beim Neubau eines Wohnhauses, kommen ausgebildete Handwerker ins Spiel, doch bringt der Bauer als Bauherr einen größtmöglichen Beitrag an Eigenleistung mit ein: Ausheben von Fundamentgräben, Bruchsteinmauern, Beschaffung von Baumaterial (Baumstämme, Sand, Bruchstein) (Abb. 9). Nun ist es im Alpenraum, wo die Handwerker nicht in Zünften organisiert waren, recht schwierig, Namen und Herkommen der am ländlichen Hausbau beteiligten Handwerker zu fassen. Schriftliche Aufzeichnungen zum Hausbau auf dem Lande sucht man meist ver-



Abb. 9: Wohnhaus, Kaltkeller und Terrassierung in Bruchsteinmauerwerk. Nutzung des steilen Terrains unter Verwendung lokaler Baumaterialien mit beispielhafter handwerklicher Umsetzung der Bauaufgabe. Mergoscia, Bresciadiga. Foto: Benno Furrer, 2003.

¹⁴ FURRER, Bauernhäuser Uri (wie Anm. 1), S. 346–347.

gebens. Vor etwa 1500 sind Inschriften am Bau generell selten und wenn vorhanden, beschränken sie sich auf eine Jahreszahl. Abgesehen von diesem Phänomen, das wohl mit mangelnden Schreibkenntnissen zu tun hat, gibt es Regionen, in denen ab dem 16. Jahrhundert Zimmerleute und Bauherrschaften ihr Werk jeweils mit vollem Namen oder wenigstens mit Initialen kennzeichneten. Zur selben Zeit und darüber hinaus bleiben andere Gebiete diesbezüglich anonym. So darf man reformierte Talschaften im Berner Oberland und im Pays d'Enhaut, in Graubünden und Glarnerland als inschriftenfreundliche Gegenden betrachten, die katholischen Gebiete Innerschweiz, Tessin und Wallis hingegen als „stumm“. Die Kenntnisse und Aussagen zum Bauhandwerk bleiben daher örtlich und zeitlich beschränkt.

Generalunternehmer im ländlichen Hausbau – Zimmermeister im Berner Oberland

Im Berner Oberland gab es offensichtlich ganze Zimmermeisterdynastien, die zu außerordentlichen Leistungen fähig waren.¹⁵ Sie beherrschten die gängigen Konstruktionstechniken, wie Blockbau oder Ständerbau, gleichermaßen. Austausch und Neuerungen erfolgten über die Wanderhandwerker eher im Bereich der Ornamentik als im rein zimmertechnischen Aufbau. Für besondere Aufgaben, etwa den Bau eines neuen Rathauses oder einer Kirche, holte man sich die entsprechenden Fachleute oft aus entfernten Regionen. Insbesondere Maurer aus der Val Sesia und dem Maggiatal oder Stuckateure aus dem Vorarlberg prägten im 17. und 18. Jahrhundert zahlreiche Kirchenbauten der Zentralschweiz. Wenn sich Gelegenheit bot, engagierten Patrizier die an einer öffentlichen Bauaufgabe beschäftigten Handwerker für den privaten Hausbau.¹⁶

Die Häuser von Vertretern der ländlichen Oberschicht, von Patriziat, reichen oder armen Bauern unterscheiden sich grundsätzlich weniger im Baumaterial – es handelt sich mehrheitlich um Holzbauten –, sondern in Volumen, Fassadendekor und Ausstattung. Zu eigentlichen Neukonzeptionen kommt es kaum oder sie beschränken sich auf Ausnahmeseinungen (Ital Reding, Stockalper, von Salis). Die politischen Führer begründeten ihr Vermögen hauptsächlich auf weitläufigem Handel (Salz, Textilien) und mit der Vermittlung von Söldnern an verschiedene europäische Königshäuser. Über Kontakte und verwandtschaftliche Beziehungen zu Personen in eidgenössischen Städten sowie Metropolen Italiens, Frankreichs oder Spaniens kamen sie auch mit den dortigen kulturellen Errungenschaften in Kontakt. Davon ist bei den Wohnhäusern ihrer Heimatorte eher in der Wohnraumausstattung etwas zu bemerken als in der architektonischen Ausgestaltung.¹⁷ Bauern ihrerseits gingen als Söldner in der Regel ohne Bildung zu mehr oder weniger lange dauernden Unternehmungen ins Ausland und kehrten nicht selten mit wenig Geld oder gar verletzt zurück. Ähnlich wie die Bewohner an europäischen Transitrouten (Gott-

¹⁵ Der Simmentaler Zimmermeister Hans Messerli hatte 1797 seinen 285 First aufgerichtet (AFFOLTER, Bauernhäuser Bern [wie Anm. 1], S. 202). Im Muotatal mehrere Generationen Zimmerleute Grossmann (FURRER, Bauernhäuser Schwyz [wie Anm. 1], S. 511).

¹⁶ So zum Beispiel Ritter Peter Gisler in Bürglen 1609. Vgl. FURRER, Bauernhäuser Uri (wie Anm. 1), S. 79; Gewerbliche Migration im Alpenraum / La migrazione artigianale nelle Alpi, Historikertagung in Davos 1991, red. von URSUS BRUNOLD (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, N. F. 5), Bozen 1994.

¹⁷ Aus städtischem Umfeld übernommene architektonische Elemente bilden beispielsweise Giebelbogen (Ründi) oder Mansarddach (AFFOLTER, Bauernhäuser Bern [wie Anm. 1], S. 199; ANDEREGG, Bauernhäuser Freiburg (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 134–136.

hard-, Simplon-, Julierpass) lassen diese sich zuhause nicht von vertrauten Vorstellungen abbringen, wie ein Haus auszusehen hat. Eine Ausnahme bilden offensichtlich die Engadiner Zuckerbäcker, wovon zahlreiche Neubauten von erfolgreich aus dem „Ausland“ zurückgekehrten Bündnern zeugen.¹⁸

Interessant ist es zu beobachten, welchen Einfluss einschneidende Ereignisse, wie Naturkatastrophen oder einseitige Nutzungsmuster auf Bauverhalten und Baukultur nahmen. Im Wallis, einem traditionellen Holzbaug Gebiet, dauerte es bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und es brauchte staatlichen Druck, um nach einem der nicht gerade seltenen Dorfbrände die Steinbauweise oder gar eine neue Bauordnung durchzusetzen. Am klarsten kommt diese Entwicklung im Wiederaufbau von Obergesteln nach dem Brand von 1868 zum Ausdruck. Aber bereits nach 1900 schlug das Pendel unter dem Einfluss des 1905 gegründeten Schweizer Heimatschutzes wieder zugunsten des Holzbaus um.¹⁹ In Euseigne wurden nach dem Brand von 1917 abschließend Blockbauten neu errichtet.

Das „Engadinerhaus“ – ein neuer Bautyp setzt sich durch

Im Engadin haben die Verwüstungen, die der Dreißigjährige Krieg im 17. Jahrhundert unter den damals noch dominierenden Holzbauten angerichtet hatte, aber auch der relativ rasche wirtschaftliche Aufschwung verbunden mit Bevölkerungswachstum und Zentralisierung der Landwirtschaft, zu den heute vertrauten Vielzweckbauten in Stein bzw. mit einer Mantelmauer eingefassten Blockbauten geführt.²⁰ Die Mischnutzung im Engadinerhaus widersprach zwar den Idealen der bürgerlichen Wohnkultur. Doch dienten die verputzten Außenflächen mit Sgraffito und Malerei als Projektionsflächen für Wohlstand und Baukultur. Das Engadinerhaus kann als Paradebeispiel gelten für eine Entwicklung von polygonalen Baukörpern unterschiedlicher Dimensionen und Materialien zu einer zumindest äußerlich homogeneren Erscheinung (Abb. 10).

Die Durchsetzung eines Haustyps im Engadin ist ein sehr interessantes Phänomen, dessen Ursachen auf verschiedenen Ebenen anzusetzen sind: in der sozialen Dorfgemeinschaft, der Topografie sowie in Organisationsstrukturen der Landwirtschaft. Die Hauptfassaden der Häuser richten sich auf zentrale Plätze mit dem Dorfbrunnen oder einen Straßenzug aus, auf Stellen von sozialer Relevanz also. Um diese zu gewährleisten, griffen Bauherr und Handwerker zu Mitteln wie vorspringende Stubenteile, Luken und Erker.²¹

Spätestens im 16. Jahrhundert machte sich gebietsweise ein empfindlicher Mangel an Bauholz bemerkbar, sei es wegen verbreiteter Übernutzungen von Wäldern (Verbiss durch Ziegen), sei es durch Rodungen und Holzexport Richtung Salzsiedereien in Hallein. Im Engadin und im Urserental ging man daher dazu über, die Wirtschaftsgebäude bis auf die Dachkonstruktion vollständig in Stein zu errichten. Im 19. Jahrhundert ergab sich in der Leventina, aber auch im Unterwallis, als Folge von Verordnungen zur Holzeinsparung ein neuer Bautyp, der sogenannte

¹⁸ PETER MICHAEL-CAFLISCH, „Wer leben kann wie ein Hund, erspart“ – Zur Geschichte der Bündner Zuckerbäcker in der Fremde (Geschichte der Alpen, Bd. 12), Zürich 2007, S. 273–289.

¹⁹ FLÜCKIGER-SEILER, Bauernhäuser Wallis (wie Anm. 1), S. 103–129.

²⁰ CLAUDIA MEILI-SENN / LUDMILA SEIFERT-UHERKOVICH, Die gewachsene Fassade: Zur äusseren Erscheinung des Engadinerhauses, in: Kunst+Architektur 2 (2006), S. 41–47.

²¹ Ebd., S. 46.



Abb.10: Vielzweckbau. Wohnteil gemauert und mit Sgraffito Ornamenten dekoriert. Ökonomieteil in Blockbau. Ftan, Sura Bügl 32, 17. Jahrhundert. Foto: Benno Furrer, 2011.

Pfeilerstall. Dabei sind das Stallgeschoss und die vier Ecken des Heuraums gemauert. Nur die Zwischenbereiche im Heuraumgeschoss bestehen aus einer Holzkonstruktion.²²

Kulturlandschaft im Wandel

Eine von Stufenwirtschaft geprägte Landschaft weist oder vielmehr wies ein vielgestaltiges, manchmal aber auch recht karges bis eintöniges Erscheinungsbild auf. Es fallen einerseits die mit einzelnen Häusern oder ganzen Baugruppen bestandenen Rodungsinseln der steilen, bewaldeten Talflanken auf. Die Wohnbauten stehen an relativ sicheren, besonnten Standorten, die Wirtschaftsbauten – vor allem Heuställe – in den Weiden an betrieblich günstigen Plätzen. Zwischen den Siedlungen, den Weiden, Äckern und Rebbergen verläuft ein Netz von Wegen, an deren Rändern oft keine Büsche oder Bäume aufzukommen vermögen, weil die Pflanzen im zarten Jungstadium von durchziehenden Menschen und Tieren entweder zertreten oder von letzteren auch ge-

²² MEILI-SENN / SEIFERT-UHERKOVICH (wie Anm. 20), *Gewachsene Fassade*, S. 44; FURRER, *Bauernhäuser Uri* (wie Anm. 1), S. 116–117; YVONNE KOCHERHANS, *Gemeinde Tujetsch. Historische Siedlungs- und Nutzungsformen zwischen Dorf und Alp*, in: *Bündner Monatsblatt. Zeitschrift für bündnerische Geschichte und Landeskunde* 6 (1994), S. 400.

fressen werden. Dabei hat die Erosion insbesondere in steilerem Gelände ein leichtes Spiel, Sand und Kies der Wege zu verschwemmen. Ältere Fotografien, z. B. aus dem Tal der Maggia oder dem Bleniotal, zeigen wenig liebliche, sondern karg-kahle, von Ackerterrassen und Wegspuren geprägte Landschaften.²³

Mit zunehmender Motorisierung auch in der Landwirtschaft, dem Ausbau der Erschließungsstraßen vom Tal bis zu abgelegenen Alpen und dem allgemeinen Strukturwandel in der Landwirtschaft hat sich auch die ehemalige Stufenwirtschaft verändert. Bis 1945/50 waren in den meisten Alpentälern praktisch alle landwirtschaftlichen Bauten genutzt. 1992 standen 70 % davon leer oder waren zerfallen. Weitgehend auf der Strecke geblieben ist dabei vor allem die zwischengelagerte Stufe der Maiensäbwirtschaft.²⁴ Das hier produzierte Heu wird längst nicht mehr vom Vieh an Ort und Stelle verzehrt, sondern per Transporter in den Talbetrieb geführt. Seit einigen Jahren schon werden aufgelassene Maiensäbliengenschaften, vor allem im Tessin, wieder von Wald und Busch in Beschlag genommen.

Die Industrialisierung und der ländliche Hausbau

Nach 1800 kann man eine generelle Vereinfachung in Form und Gestaltung der ländlichen Bauten feststellen. Industriell gefertigte Baumaterialien waren kostengünstig zu erwerben und auf dem neu entstandenen Eisenbahn- und Straßennetz leichter zu transportieren. Überhaupt stürzten die verbesserten Transportwege, über die Getreide aus Amerika und Mitteleuropa die Schweiz erreichten, den Ackerbau nach 1850 hierzulande in eine tiefe Krise. Zahlreiche Konkurse waren die Folge und im Schweizerischen Mittelland stellten viele Betriebe auf Vieh- und Milchwirtschaft um. Die zunehmende Motorisierung und Mechanisierung ab 1945 sowie wachsende Zahl von Gesetzen und Vorschriften führen insbesondere bei Ökonomiebauten zu großen konzeptionellen Veränderungen.

Ein interessantes Phänomen stellt im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts die wachsende Beliebtheit vorgefertigter Chalets für Industriearbeiter und einfache Angestellte des Bundes dar. Die neuen Chalet-Quartiere an Industrieorten der Voralpen und Alpen verkörpern ab 1920 Gedankengut des bürgerlichen *Chalet-Suisse*. In der bevorzugten Umsetzung der Bauten in Heimatstil kann eine Reaktion auf das moderne *Neue Bauen* gesehen werden (Abb. 11).²⁵

²³ Atlante Valmaggia (wie Anm. 1), S. 40–67; Atlante Blenio (wie Anm. 1), S. 19–31.

²⁴ Z. B. PIERRE WALTHER, Zur Brachlegung der Monti und Alpen im Verzascatal, in: *Geographica Helvetica* 1 (1980), S. 25–29; ARMANDO DONATI, monti, uomini e pietre, in: *Sollana Quaderni ticiniesi* 18 (1992), S. 111.

²⁵ BENNO FURRER, Heimelig wohnen im Chalet Daheim. Fabrikchalets für Arbeiter und Beamte aus der Zeit zwischen 1920 und 1940, in: *Kunst+Architektur* 1 (2010), S. 62–67.



Abb.11: Chalet Susi, erbaut 1929 von Baumeister G. Muggli für Simon Wigger, Papierfabrikarbeiter. Cham, Hünenbergerstrasse 30. Foto: Benno Furrer, 2009.

Kraftwerk und Holiday-Resort Alpen

Neue Bauimpulse im ländlichen Hausbau gingen von Ökonomischen Gesellschaften (18. Jahrhundert), landwirtschaftlichen Bauämtern (ab 1880), von der Gesetzgebung (Tierschutz) aus. In wenigstens drei Phasen²⁶ der Agrarmodernisierung setzten sich neue, verbesserte landwirtschaftliche Produktionsweisen durch, etwa die Sommerstallhaltung, Kleeanbau, Milchverarbeitung in Talkäsereien. Diese Impulse brachten dort, wo sie überhaupt Beachtung fanden, auch modifizierte Ökonomiebauten mit sich. Die Wohnhäuser blieben davon zunächst kaum betroffen.

Die Zeit nach 1945 brachte in den Alpen nachhaltige wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen. Zahlreiche Kraftwerkprojekte, Straßenbauten und Tourismusanlagen führen in einzelnen Tälern zu Abwanderung, Betriebsschließungen und Umnutzungen. In anderen kommt es dadurch zu einem bescheidenen Aufschwung. Die Liberalisierung der Agrarmärkte fördert die innerbetrieblichen Rationalisierungen und Betriebszusammenlegungen. Neue Landwirtschaftsstrukturen und politische Vorgaben führen zur vermehrten Diversifizierung mit teilweise landwirtschaftsfremden Betriebszweigen (Biogas, Windkraft), Umstellungen auf Mutterkuh-

²⁶ Drei Phasen der Agrarmodernisierung in der Schweiz: Erstens die organische nach 1760, zweitens die mechanische ab 1880 und drittens die industrielle nach 1950 (nach CHRISTIAN PFISTER, Historisch-geografische Einleitung, in: HEINRICH CHRISTOPH AFFOLTER, Die Bauernhäuser des Kantons Bern, Bd. 3: Das tiefere Berner Mittelland [Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 29], Bern 2013, S. 18–26.).



Abb. 12: Stallbau von Arch. Gion Caminada in Vrin. Foto: Adrian Michael, 2011.

und Freilaufhaltung oder Agrotourismus, die Verbindung von Landwirtschaft und Tourismus mit Schlaf im Stroh und Lamatrekking. In der Folge entstehen große Leerbestände bei landwirtschaftlichen Bauten, nicht nur in den Alpen.

Seit den 1970er Jahren, insbesondere nach 2000, bauen Großinvestoren zum Teil riesige Freizeitanlagen. Die sogenannten Holiday-Resorts in den Alpen schmücken sich mit Ikonen renommierter Architekturbüros und bringen so völlig neue Dimensionen und Formen in die Landschaft ein. Davon profitieren vor allem große Wintersportdestinationen in den Alpentälern, eigentlich verstädterte Dörfer mit Agglomerationsgürtel. Daneben sind neu entstehende landwirtschaftliche Bauten mehrheitlich geprägt von einer rationellen und kostengünstigen, jedoch wenig ästhetischen Baumeisterarchitektur. Wünschbar wäre eine neue Baukultur, die ansprechendes Design, intelligenten Energiehaushalt mit ortsüblichen Materialien umsetzt. Dies alles zu einem Preis, den sich auch normale Bewohner der Alpen leisten können. Ansätze dazu gibt es, sie sind wohl in Graubünden häufiger zu beobachten als anderswo.

Herausragendes leistete Gion A. Caminada in Vrin, aber nicht nur dort (Abb. 12). „Alle seine Bauten binden sich ohne Anbiederung eng an den gewachsenen Habitus von Dorf und Landschaft.“ Für Caminada bildet die lokale Wertschöpfung einen wesentlichen Faktor im Überleben alpiner Dorfschaften, des Bauens im Berggebiet. „Die Menschen sollen in der Gemeinde bleiben. Dafür muss man ihnen die Möglichkeit zum Wohnen und Arbeiten geben, Infrastruk-

turen pflegen und ausbauen, eigene Ressourcen am Ort nutzen.²⁷ Eine Vielzahl bekannter Architekten haben in den Alpen bemerkenswerte Bauten erstellt. Herausgegriffen seien hier: Peter Zumthor: Wohnhäuser in Jenaz (Haus Luzi) und Vals-Leis; Gujan & Conrad Palty: Ziegenalp Puzetta im Val Medel (2005); Daniele Marques (Luzern): Transformation von Pfeilerstall in Wohnhaus, Bergün (1994); Miller & Maranta (Basel): Erweiterungsbau an Villa Garbald in Castasegna (2004); Margrit Baumann, Marc Loeliger, Barbara Strub. Hofstatt und Haus „zur Stiege“ in Bürglen (Abb. 13). Conradin Clavuot (Chur); Dieter Jüngling und Andreas Hagmann: Stall und Wohnhaus in Ftan (GR), um nur eine kleine Auswahl anzuführen.²⁸ Bei diesen Beispielen handelt es sich oft um Solitäre. Es geht aber auch um das „Weiterbauen“ an älteren Objekten. Gute Lösungen profitieren von intensiven Auseinandersetzungen von Architekt und Bauherrschaft mit Landschaft, Materialien und überlieferter Baukultur. Die Architektur macht sich hier die typische Armut bzw. Kargheit der Bergregionen zu Eigen, welche gekennzeichnet ist von einer beschränkten Verfügbarkeit von Werkstoffen und Techniken. Die Bauten dienen einem Zweck, entsprechend knapp ist die Verwendung von Bauteilen, was dazu führt, dass keiner dieser neuen Bauten pittoresk wirkt.²⁹



Abb. 13: Renoviertes Bauernhaus und zu Wohnhaus umgebaute Stallscheune. Bürglen (UR), Zur Stiege. Umbau Arch. Margrit Baumann, Marc Loeliger, Barbara Strub 2003. Foto: Baumann / Loeliger / Strub, 2003.

²⁷ KÖBI GANTENBEIN / MARCO GUETG / RALPH FEINER, *Himmelsleiter und Felsentherme. Architekturwandern in Graubünden*, Leck 2009, S. 442; Gion A. Caminada (Vrin), *Wohnhäuser und Stallscheunen in Vrin, Mädcheninternat Disentis* (2004).

²⁸ Auswahl aus: GANTENBEIN / GUETG / FEINER, *Himmelsleiter* (wie Anm. 27.), S. 79, 118, 294, 360, 412, 442, 453 sowie *Neues Bauen in den Alpen. Architekturpreis 2006*, hg. von CHRISTOPH MAYR FINGERLE, Basel 2006, S. 202; Auszeichnungen durch Prix Lignum (<http://www.prixlignum.ch/>); Weitere Literaturauswahl: *Der Liechtenstein-Preis für nachhaltiges Bauen in den Alpen. Beilage zu Hochparterre 4* (2011); *Der nicht mehr gebrauchte Stall. Augenschein in Vorarlberg, Südtirol und Graubünden. Ausstellungskatalog, Beilage zu Hochparterre 8* (2010); *Weiterbauen am Land. Verlust und Erhalt der bäuerlichen Kulturlandschaft in den Alpen*, hg. von CHRISTOPH HÖLZ und WALTER HAUSER (Schriftenreihe des Archivs für Baukunst im Adambräu, Bd. 5), Innsbruck, 2. bearb. Aufl. 2011.

²⁹ *Neues Bauen in den Alpen* (wie Anm. 28), S. 198.

Allerdings ist in vielen Gebieten ein Konsens im ländlichen Hausbau abhanden gekommen. Über weite Strecken – auch in den Alpentälern – herrscht Pluralismus und gut ist, was dem Einzelindividuum nützt und gefällt. Die Gesellschaft ist mobil und wird intensiv umworben. Architektonisch bemerkenswerte moderne Bauten sind jedoch nie losgelöst von ihrer Umgebung. In kleinen, für den mondänen Tourismus uninteressanten Siedlungen entstehen solche Bauten, weil die Auftraggeber genau an diesem Ort leben und dazugehören wollen. Solche Häuser sind, wie erwähnt, das Produkt einer intensiven Auseinandersetzung von Bauherrschaft und Architekt mit der lokalen Baukultur (Abb. 14, 15).



Abb. 15: An einzelnen Orten mit überbordendem Zweiwohnungsbau finden sich seltsame Blüten von Rustikalität und Entfremdung. Grimentz (VS), 1997. Foto: Benno Furrer, 1997.



Abb. 14: Modernes Blockhaus im kleinen Weiler Eisten, Blatten (VS). Arch. Daniel Troger, Zimmerei Ernst Troger und Söhne 2006. Foto: Benno Furrer, 2006.

Zwischen Schöllenschlucht und Gotthardpass entsteht auf Initiative des umtriebigen Ägypters Samih Sawiris zurzeit ein neuer Holiday-Resort. Die ersten Visualisierungen für Neubauten im Ferienresort weisen nach Devanthey und Lamunière zwar die Grundelemente der traditionellen Bauweise der Siedlung und der Wohnbauten auf: gemauertes Sockelgeschoss (in Beton), Holzwände, Giebeldächer. Die Hochbauten stehen nahe beieinander und giebelständig zur Straße, sind aber im Gegensatz zu den traditionellen Wohnhäusern durchwegs dreigeschossig. Moderne Achitekturelemente kommen vor allem bei Türen und Fenstern zum Einsatz. Daneben entlehnt die vorgeschlagene Bauweise, weit über das Urserental hinausgreifend, Stilele-

mente aus dem benachbarten Alpenraum, etwa Balkone, Steinplattendächer oder Sichtmauerwerk. Das Fünfsternehotel *Chedi* von Denniston International Architects and Planners Ltd., mit Wohnungen und Residenzen auf dem Areal des ehemaligen Grandhotels Bellevue, wird in der Eigenwerbung „Alpenjuwel“ genannt, welches sich harmonisch in die Umgebung einfüge (Abb. 16).³⁰ Es weist immerhin Minergie-Standard auf und zu seinem Bau sollen „verschiedene Materialien aus der Region“ verwendet werden. In der architektonischen Ausdrucksweise sind zwar wohltuende Unterschiede zu sogenannten „Jumbo-Chalets“ verschiedener alpiner Skistationen aus den 1970/80er Jahren vorhanden. Dennoch könnte der Eindruck entstehen, dass hier die hölzerne Fassade und das Giebeldach eine Art Lebkuchenhaus-Idylle erzeugen. Jedenfalls gehen der 34 m hohe, fünfgeschossige, gemauerte Baukörper und die Holzfassade keine ursächliche Verbindung ein, wie bei traditionellen Holzhäusern. Die Zone, in der das Hotel zu stehen kommt, ist allerdings mit Hotel- und Apparthäusern vorbelastet, deren Architektur nicht zu den besten Leistungen zählt.

Nicht einmal Max Germann vom Urner Büro Germann und Achermann, das die Umsetzung vor Ort betreut, ist von dem Entwurf wirklich überzeugt. Zwar lobt er pflichtschuldig dessen „Potential“ – dennoch ist die Skepsis unüberhörbar, die in seinen Worten mitschwingt: „Das Hotel The Chedi Andermatt ist kein Repräsentant moderner Schweizer Architektur mit avantgardistischen Ambitionen, sondern der Entwurf eines Ausländers für die Schweiz. Es ist eine Aussensicht, die zeigt, wie man die Schweiz gerne sehen würde. Denniston nimmt traditionelle



Abb. 16: The Chedi, Andermatt. Im neu entstehenden Ferien-Resort des ägyptischen Investors Samih Sawiris erfolgte am 10. November 2011 das Richtfest für das Fünfsternehotel Chedi. Denniston International Architects and Planners Ltd. haben das „Alpenjuwel“ geplant, welches sich – laut Verkaufsdossier – dank des Architekturkonzeptes harmonisch in die Umgebung einfügt. Das ambitionöse Projekt wird in Zusammenarbeit mit den lokalen Architekten Germann & Achermann aus Altdorf umgesetzt. Andermatt Foto: Oras-com, <http://www.thechedi-anderematt.com/de#de/home/terms-a-conditions> (Stand 2010).

³⁰ Neue Zuger Zeitung vom 24. April 2009, S. 24; Neue Zuger Zeitung vom 8. August 2009, S. 27. Bild in: <http://www.thechedi-anderematt.com/> (Stand 2010). Der Spatenstich für den Hotelbau erfolgte 2010.

Bauformen auf, stellt sie aber teilweise in einen neuen Kontext und konfrontiert sie mit modernen Versatzstücken. Das ist eine Gratwanderung, die Können und Erfahrung voraussetzt, damit das Projekt nicht in die Kitschcke abruht. Aufgrund der enormen Grösse des Hotels muss das Volumen gegliedert werden und sich mit dem Dorf vertragen, es darf aber auch nicht zu niedlich wirken. In diesem Spannungsfeld bewegt sich das Projekt.³¹ Bleibt zu hoffen, dass die traditionelle Baukultur eine nachhaltige, ebenso qualitätvolle Weiterentwicklung erfährt.

³¹ <http://www.serendipity-suite.de/?p=8612>.